

Zeitschrift: Oltner Neujahrsblätter

Herausgeber: Akademia Olten

Band: 38 (1980)

Artikel: Ein prächtiger Waldgürtel umgrenzt das Wartburgtäli

Autor: Moor, Arthur

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-659161>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein prächtiger Waldgürtel umgrenzt das Wartburgtäli

Wald

Der Wald erfreut den Menschen seit frühesten Zeiten. Er war Jagdgrund, Spender von Früchten und lieferte Holz. Die neuere Forschung erkennt überdies, dass er staubfilternd und schalldämpfend ist und bei Gewittern und der Schneeschmelze den Wasserabzug verzögert. In leichtem Maße vermag er auch die klimatischen Verhältnisse günstig zu beeinflussen. Wald ist Zufluchtsstätte vor dem Lärm und gewährt wohlende Ruhe. Der Mensch liebt sommers seine Kühle, winters die verhältnismässige Wärme, die reine und gesunde Luft, ohne Zweifel auch den Wechsel von Licht und Schatten. Seine Stille weckt das Gefühl von Schutz und Geborgenheit. Alles Laute, Ruhelose und Störende ist in die Ferne gerückt. Er erlebt innere Freiheit, Wohlbefinden und Loslösung vom Druck streng abgemessener Zeit. Der Mensch wird gepackt vom Geheimnisvollen, vom Weben und Walten in der Natur. Das tiefe Erlebnis drängt zur Ehrfurcht vor allem Schöpferischen. Der Wald vermag wohl zu allen Zeiten zu künstlerischer Darstellung und Gestaltung anzuregen.

Laubwald

Wir wandern auf der Fahrstrasse oder dem Waldfpfad im Mühletäli in östlicher Richtung. Wo der Wald linkerhand endet, öffnet sich in seiner ganzen Schönheit das Wartburgtäli – eine sanfte Mulde –, und in deren Hintergrund erblicken wir drei stattliche Bauernhöfe, Wartburghöfe genannt. Das ganze Tälchen, eine stille Oase, wird von einem breiten, hier aufsteigenden, dort abfallenden herrlichen Waldkranz umschlossen, von dem jetzt die Rede sein soll. Dem Beobachter entgeht es nicht, dass ab und zu auch eine Rottanne oder Föhre in das Laubholz eingestreut ist, dass gegen Osten hin sogar ein ansehnlicher Fichtenbestand sich ausbreitet und im oberen Mühletäli, auf zerklüftetem Felsgrund, stattliche Eiben stehen. Wir grei-

fen aus der Vielfalt eine Handvoll Baumcharaktere heraus. Da wäre die Birke. Sie ist ein Geschenk des Nordens und zählt wie etwa die Elsbeere eher zu den Seltenheiten. Schattigen Orten ist sie abhold. Sie trinkt das Licht. Die Sonne gehört zu ihr wie der graue Nebel zur Erle am Fluss, einer Verwandten. Das Sonnenhafte ihres Wesens drückt sich in der blendend weissen Rinde aus. Unsere Altvordern teilten den weissen Baum der Venus zu, der römischen Liebesgöttin. Sind die Birken Symbole des Weiblichen, so ist die Eiche mit ihrem trotzigen Astbau männlich. Johann Schröder schreibt in seinem Arzneybuch 1709: «Wunderbar ist's, dass der Birken Gebrauch die durch den Eichbaum verrichteten Zaubereien hintertreibt und heilt.»

Die Eiche ist seit Urzeiten Sinnbild von Kraft und Stärke. In unseren Gegenden sind die Stieleiche oder Sommereiche und die Traubeneiche, auch Wintereiche oder Steineiche genannt, heimisch. Die Früchte der Sommereiche hängen an einem langen Stiel – der Kindermund spricht von «Tabakpfifchen» –, jene der Wintereiche sind zu Trauben vereinigt, zu «Höckern». Die exotische Rot-eiche, aus Nordamerika stammend, flammt im Herbst mit leuchtend roten Blättern gelegentlich auf. Sie kommt sich im Wald verloren vor und ist eher Park- und Zierbaum. Die Eiche ist im Reich der Mythologie verewigt. Ein Kranz von Sagen und Bräuchen rankt sich um den «heiligen» Baum. Bei den Griechen war die Eiche Zeus, dem höchsten Gott, bei den Römern Jupiter und bei den Germanen Donar, also den hohen und höchsten Göttern, geweiht. Die Eichen galten im Altertum als Hexenbäume, in deren Nähe es nachts nicht geheuer war. Dasdürre Laub vertrieb Hexen und Dämonen. In Eichenhainen feierten die Germanen ihre Gottesdienste. Ein schweizerisches Ortslexikon führt 63 Namen auf, die mit dem Wort Eiche zusammenhängen – ein Beweis dafür, dass diese Baumart vorab früher stark verbreitet war; sie spielte eine bedeutende Rolle als Lieferant von

Bauholz und als Mastfutter für Schweine.

Zu unseren bekanntesten und prächtigsten Bäumen zählt die Linde. Die Botanik unterscheidet die Sommer- oder Grossblättrige Linde und die Winter- oder Steinlinde. Ein Merkmal der Sommerlinde sind die grossflächigen, weichen Blätter, der Winterlinde das kleinere, dornige Blattwerk. Mächtiger als im Wald entfaltet die Linde ihre Krone auf Anhöhen und Weidkuppen, als Zierbaum in Parkanlagen, bei Kapellen und Kirchen, vor Gasthäusern und auf Dorfplätzen. Dem lieblichen Baum begegnen wir von alters her im Volksglauben und in der Poesie. Die Minnesänger, Walther von der Vogelweide, Parzival, Hans Sachs u. a. verherrlichen ihn als Baum des Friedens, der Erinnerung und der frohen Ereignisse im Leben des Menschen. Während unter der kraftstrotzenden Eiche Gericht gehalten wurde, fand in Norwegen unter der duftenden Linde der «Mädchenmarkt» statt. Das Lindenblatt war das Zeichen freien Grundbesitzes, die Eiche dagegen wies in der Wappenkunde auf den Stand des besitzlosen Knechtes hin. Zu Ehren berühmter Dichter gibt es zum Beispiel in Stuttgart die Uhlandlinde und in Weimar die Goethelinde. Angeblich vermag der Baum ein Alter bis zu tausend Jahren zu erreichen. Manch ein Wanderer erinnert sich im Sommerduft der Linde des zarten, träumerischen Liedes «Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum...»

Im Bund der Nadelhölzer treffen wir die Lärche, die die goldgelben Nadeln im Herbst abstößt, den hübschen kleinen Fruchtzapfen in der Krone aber mehrere Jahre Gastrecht gewährt, die Rottanne, ein Flachwurzler, der raschwüchsigt zum Licht strebt, nicht selten harten Stürmen zum Opfer fällt und manchen Menschen ihres schattendüsteren Wesens wegen Bangen verursacht, die Föhre (Kiefer, Dähle), die schnurgerade mächtig aufsteigt, als wollte sie den Himmel stürmen, eine Krone trägt wie der Horst eines Riesenvogels und nie fällt, weil das Wurzelwerk tief in den Erdgrund greift



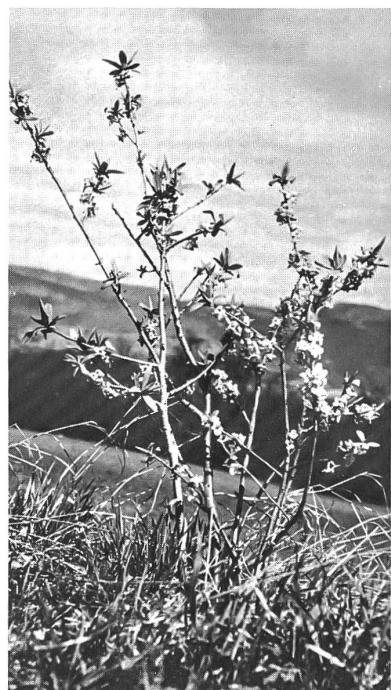
und letztlich die Eibe, die sich aber als Zierbaum in Hausgärten und Anlagen besser gefällt. Man bewundert ihre scharlachroten, fleischigen Scheinbeeren («Schnuderbeeri»), die jene giftigen Kerne enthalten, welche früher an Gartenhecken den naschenden Milchwan- genpferden zum Verhängnis werden konnten.

In dem Waldgürtel, der fast ausschliesslich von Laubhölzern bestanden ist, wo Licht und Helle vorherrschen, entfaltet sich auch eine hübsche Blumenwelt. Es darf da kein Übermass an Blumenwundern erwartet werden, aber einige Schönheiten seien doch erwähnt. Es geht im grossen und ganzen um jene Blumen, die man üblicherweise allenthalben im schweizerischen Mittelland zu Gesicht bekommt. Es sind solche, die vom Vorfrühling bis in den Spätherbst hinein das Auge des Wanderers zu er-

Wartburgtäli

Seidelbast

freuen vermögen: Sternhyazinthe, Lerchensporn, Bärenlauch, Feigwurz (Scharbockskraut), Lungenkraut, Immensblatt, Zahnwurz, Stinkende Niesswurz, Immergrün, Frühlings-, Platterbse, Einbeere, Salomonssiegel, Kuckucksorchis, Hainfelberich, Hexenkraut, Waldziest (Stachys), Akelei, Goldwurz, Schwalbwurz, Wald- Geissblatt, Purrooter Hasenlattich u. a. Und nun haben wir es noch mit «nobleren», besonders originellen pflanzlichen Herrschaften zu tun. Da wäre der Seidelbast (Ziland) zu erwähnen, ein Frühblüher. Wer ihn genau betrachtet, bemerkt, dass er weder eine charakteristische Strauch- noch Blumenform aufweist, also ein





Tollkirsche



Nestwurz



Purpurorchis

Zwischending ist, weshalb er als Halbstrauch bezeichnet wird. Die unter Naturschutz stehende giftige Pflanze, deren helle bis tiefdunkle Blüten in auffällig schönen Schnüren aufgereiht sind, künden jeweils vom kommenden Frühling.

Von königlicher, aber verführerischer Schönheit ist die Tollkirsche. Am grossblättrigen Strauch treten im frühen Sommer kaffeebraune, glockige Blüten von grösstem Liebreiz zutage. Im Herbst ist die Pflanze, die sich mit Vorliebe an frischen Schlagstellen ansiedelt, mit schwarzglänzenden, kirschenähnlichen, sehr giftigen Beeren behangen. Sieben Früchte sollen ein Kind in grösste Todesgefahr versetzen. Das Gift Atropin leistet der Augenheilkunde beste Dienste. Schon die Römerinnen sollen es um der Schönheit willen in die Augen geträufelt haben, weil es die Pupillen vergrössert.

Zwei Sonderlinge dürfen nicht unerwähnt bleiben: Nestwurz und Schuppenwurz. Die Nestwurz hat ihre hohe Zeit im Mai und Heumonat. Die Blütentraube duftet nach Honig, wodurch das kleine Insektenvolk als Bestäuber angelockt wird. Die niedliche Pflanze

verfügt nicht über Blattgrün. Sie ist gezwungen, ihre Nahrung anderweitig zu beschaffen. Die Natur versagt nicht. Mit Hilfe eines die Wurzeln umspinnenden Pilzgeflechtes entzieht sie die notwendigen Nährstoffe dem modernden Laub des Waldbodens. Sie lebt indessen nicht, wie etwa die Sommerwurz, parasitär auf Kosten einer andern Pflanze, sondern in Symbiose. Die Nestwurz, eine Orchidee, liefert das Wasser und der Pilz die aufbereitenden Humusstoffe.

Die Schuppenwurz zählt zu den bizarrsten Pflanzen im noch winterkahlen Laubwald. Ihr fehlt jegliches Grün, und so haben wir es mit einem waschechten Schmarotzer zu tun, der die Nahrung aus Baumwurzeln raubt. Er befällt vor allem die Buche, Pappel, Erle und Hasel. Zarte Würzelchen umschließen eine lebende Nährwurzel (Wirtswurzel) mit einem dichten, schwer entwirrbaren Wurzelfilz. Wiederum fadendünne Würzelchen, Haustorien genannt, bohren sich förmlich in die Saftbahn ein und bedienen sich der Aufbaustoffe.

In den letzten Tagen des Heumonates entfaltet auf hochaufgerichtetem Stengel die Türkenskabellilie ihr vornehmes Blütenkleid. Damit die Pracht des Blü-

tenstandes andauert, öffnet sie bloss so jeden zweiten Tag eine neue Einzelblüte. Die eigenartig schöne Blume war schon im Altertum unter dem Namen Eisenhyazinthe bekannt. Der römische Dichter Ovid berichtet, wie Juno, die höchste römische Himmelsgöttin, durch Berührung dieser Pflanze den Eisengott (Kriegsgott) Mars erzeugt habe, und seither trage sie den Namen Marszeuger oder Martagon. Darum wissenschaftlicher Name = *Lilium martagon*. Die volle Blüte zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit einem türkischen Turban. Ihre dickfleischigen Blütenblätter sind stark zurückgerollt, so dass die feinbeweglichen Staubbeutel und der Griffel sichtbar weit aus der Blüte herausragen. Die Blüten nicken erdwärts, wohl der ungemein saftschweren Perigonblätter wegen. Diese sind sonderbar trübrosa und mit purpurnen Punkten mälerisch gefleckt. Nur freischwebende Schmetterlinge und langrüsslige Schwärmer vermögen sich am Blütenstaft gütlich zu tun. Der nachts kräftige, süssliche und strömende Blütenduft lockt Falter an. Die Pflanze hat in der Alchemie eine wesentliche Rolle gespielt. In der goldgelben Farbe der schuppigen Zwiebel



Frauenschuh

wurde die Kraft gewittert, unedle Metalle in Gold zu verwandeln. «Die Alchimisten machen grosses Geschrey von diesem Kraut. Dann sie vermeynen/es habe die krafft/ die Metalle zu verändern» (18. Jahrh.). So hat sich auch der Name Goldwurz erhalten. Das Gewächs hat ebenfalls dem Aberglauben Vorschub geleistet. Die Wurzel, ein wenig gekocht und in einem Tüchlein getragen, heilte die Melancholie. Trug man die Wurzel bei sich, so schützte sie vor aller Teufelei.

Die Purpurorchis, sagt ein bekanntes botanisches Werk, sei die schönste unserer einheimischen Orchideenarten. Ich würde in den Kreis der Schönen auch die Ophrisarten einbeziehen: Mücken-, Bienen-, Spinnen- und Hummelorchis. Aber sie ist ein pflanzliches Wunder. Auf dem kantigen Stengel thront eine kegelförmig zugespitzte Blütenähre. Die Einzelblüten sind dunkelpurpur überhaucht. In ihrem Innern fällt eine seltsam zarte Zeichnung auf, wie es beim Waldziest der Fall ist. Nicht minder reizend nehmen sich auch die breitflächigen Laubblätter aus, auf denen ein feuchter Glanz spielt. Alles in allem: ein Kleinod im lichthellen Laubwald.

Beim Frauenschuh muss man den Farbendreiklang der Blüte gesehen haben: Die saftiggrünen Laubblätter, die sattpurpurnen Blütenblätter und die schuhartig aufgeblasene schwefelglänzende Lippe. Je nach der Gegend des Vorkommens sind auch die Namen Marienschuh, Pantoffelblume, Muttergottes-schühlein, Kuckucks- oder Pfingstblume bekannt. Der geöffnete «Schuh» ist das blendendste und interessanteste Gebilde der Blume. Der Rand der Öffnung ist nach innen umgestülpt, und die innenseitigen Wände sind derart steil und glatt, dass der Schuh für kleine Insekten und Käfer zur erbarmungslosen Kessel- oder Mörderfalle wird. Kräftige kleine Lebewesen finden zwei durchsichtige Stellen – die Fenster –, die zu der Narbe führen. Das Insekt, das hier durchkommt, ist gerettet und hat die Blüte bestäubt. Der Beobachter entdeckt aber ab und zu tote Insekten auf dem Grund der Lippe. Duft, Glanz und Speise sind die trügerischen Lockmittel. Der Frauenschuh lebt in Gemeinschaft mit gewissen Pilzen, die sich als lebensnotwendig erweisen. Darum bedeutet Ausgraben und Versetzen in Gärten für ihn langsames Siechtum und Absterben.

Hintere und Vordere Wartburg

Beide Wartburgen thronen auf der Kuppe des Säliwaldes. Die Hintere Wartburg, die kurz vor dem Jahre 1200 erbaut wurde, liegt im Banngebiet des aargauischen Dorfes Oftringen, während die Vordere Wartburg zur Gemeinde Starrkirch-Wil gehört. Ruine und Sälischlössli sind Eigentum der Bürgergemeinde Olten. 1415 wurden beide Burgen durch die Berner zerstört. In kleinem Umfang wurde die Vordere Wartburg wieder aufgebaut. Sie diente als Wohnung, während Stall und Scheune auf einem ebenen Stück Land östlich unter der Ruine standen, wo sich auch ein Sodbrunnen befand, der für die landwirtschaftliche Nutzung und den beachtlichen Viehbestand nötig war. Die Bewohner der Burg lebten von der Viehzucht, dem Acker- und Feldbau. Die Ruine Alt-Wartburg wurde 1966/67 durch Dr. Werner Meyer, Professor der Universität Basel, wissenschaftlich untersucht. Von den zahlreichen Fundgegenständen, die im Historischen Museum von Olten aufbewahrt werden, seien hier einige erwähnt: Ofenkacheln, Lanzen, Dolche, Hufeisen, Schlösser, Ketten, Treicheln, Zinnkannen, Münzen, Schnallen.

Der Name Sälischlössli steht im Zusammenhang mit der Hochwächter-Familie Säli, die das Hochwächteramt von 1547–1776 bekleidete. Der jeweilige Wächter war verpflichtet, bei Tag und Nacht das Solothurner und benachbarte Gebiet sorgfältig zu beobachten. Bis zu einer Entfernung von drei Wegstunden musste jede Feuersbrunst mit Signalen angekündigt werden, bei kürzeren Strecken mit Kanonenschüssen. Der Schadenort wurde mit dem Sprachrohr mitgeteilt. 1853 wurde die Hochwacht aufgegeben, und 1856 musste der letzte Feuerwächter die Burg verlassen.

Vom Wildpark im Mühletäli

Wer sich von Olten aus nach Starrkirch-Wil begibt und gleich am Dorfeingang

rechterhand abbiegt, gelangt ins Mühletäli. Eine Blockhütte im ersten Schatengrund macht auf den Tierpark aufmerksam. Sie dient den Tieren als Futterplatz und Nachtlager und gewährt ihnen sichern Schutz bei Unwettern. Initiant des Parkes war Albert Hänggi, eine originelle, naturverbundene Gestalt. Ansporn gab ihm der eigene kleine Tierpark im Hardwald. 1951 wurde der Tierparkverein gegründet. Erste Schwierigkeiten verschiedener Art mussten überwunden werden. Um- und Erweiterungsbauten wurden im Frondienst von Vorstands- und Vereinsmitgliedern ausgeführt. Es darf festgehalten werden, dass ab und zu bis zu 1000 Stunden im Jahr unentgeltlich Hand angelegt wurde. Die finanzielle Unterstützung des Vereins durch Tiefreunde, Gönner aus Industrie, Handel und Gewerbe, durch die Einwohnergemeinden Olten und Starrkirch-Wil gestatteten Verbesserungen und den ständigen Ausbau der Anlage. Für die Fütterung der Tiere und Reinhaltung des stattlichen Areals sorgte stets ein Tierwart. Der Verein sah seine Aufgabe von allem Anfang an in der Hege und Pflege der Tiere. Dass er dieses Ziel nie aus dem Auge verloren hat, bezeugt der gegenwärtige ansehnliche Bestand an gesunden Parktieren. 21 Hirsche, 3 Waschbären, 2 Murmeltiere, 3 Mufflon-Schafe (europ. Wildschafe) und 11 afrikanische Zwergziegen bevölkern zurzeit die Anlage. Das Wohlfahrtswerk wird von jung und alt häufig besucht und bewundert.

Vom Felsschutz «Mühleloch»

Der Oltner Archäologe Theodor Schweizer stiess im «Mühleloch» auf eine obere erste und zweite Kulturschicht mit einer Feuerstelle. Die Grabungsfunde umfassten u.a. eine Pfeilspitze mit Dorn aus Feuerstein, Keramik und Knochenfragmente von Edelhirsch, Ziege, Wildschwein und einen menschlichen Schneidezahn. Um die 2000 Feuersteinwerkzeuge förderte er ebenfalls zutage: Messer, Stichel, Fell-

kratzer, Bohrer usw. Die Feuerstelle von 100 Zentimetern Durchmesser war gut erhalten. Es liessen sich Kohlen- und Aschenüberreste feststellen, überdies zwei stark verbrannte Sandsteinfeuerplatten und ein Kalksteinblock als Sitz. Wissenschaftlich genau konnten Knochenüberreste vom Murmeltier, Hamster, Rentier, Horntier und vom Birkhahn bestimmt werden.

Waldpfad in Starrkirch-Wil

Mitte Sommer 1979 fand eine kleine Feier zur Eröffnung des Grütli-Waldpfades statt. Es ist ein Lehrpfad von 1700 m Länge. Er führt vom östlichen Mühletäli aus dem Südhang des Engelberges entlang. Es besteht kein Zweifel darüber, dass das sinnvoll gestaltete Naturwerk, das eine grosse Anzahl Blumen, Sträucher und Bäume bezeichnet, sowohl der Schule als auch dem Naturfreund gute Dienste leistet.

Wartburghöfe

Die drei Höfe liegen in einer kleinen, inselhaften Talmulde sanft eingebettet. Die landwirtschaftlich genutzte Bodenfläche beträgt 26 Hektaren. Um die 200 Obstbäume in Hausnähe, zu lockeren Hofstätten vereinigt, stehen in der leichten Talsenke: Kirsch-, Apfel-, Birn-, Zwetschgen- und Pflaumenbäume, und Wiesen breiten sich grossflächig aus, daneben Ackerland in exakten geometrischen Formen mit Kartoffel-, Runkelrüben-, Weizen-, Korn-, Gersten-, Hafer-, Mais- und Rapsfeldern.

Blumenzauber im Lenz

Der Frühling prangt im neuen Grün der Wiesen, der Sommer im Goldglanz der Getreidefelder und der Herbst in der strahlenden Buntheit vergilbenden Laubes. Hermann Hesse sagt irgendwo in seinem Werk: «Jeder neue Frühling war schöner als je zuvor.» Halten wir es auch

St.-Anna-Kapelle

so! In den lenzfrischen Wiesen des Wartburgtälis leuchtet ein prächtiges Farbenspiel auf: Das Weiss des buschig zum Licht strebenden Kerbels, das flammande Gelb des Löwenzahns und das tiefe Blau des duftigen Schaumkrautes. Und rundum hebt ein drängendes Wachsen und Spriessen der ganzen blumigen Frühlingsherrlichkeit an, die sommers abflaut und mit den Nebeln des Herbstanfangs endet. Wir greifen aus dem bunten Wiesenblumenteppich einen Strauss heraus: Ehrenpreis, Skabiose, Wiesenglocke, Grosser Wiesenknopf, Kuckucksnelke, Rote Lichtnelke, Taubenkropf (Klatschnelke), Nickendes Leimkraut, Zaunwicke, Bunte Kronwicke, Wucherblume, Bocksbart, Flockenblume, Pippau, Salbei, Kriechender Günsel, Gundermann, Brunelle, Augentrost, Labkräuter, Sauerampfer.

St.-Anna-Kapelle

Bei den «Unteren Wartburghöfen» steht die altehrwürdige St.-Anna-Kapelle. Ihr genaues Alter ist unbekannt. Sicher ist, dass sie zum benachbarten unteren Wartburghof gehörte, der von der Vorderen Wartburg abhängig war. Der kleine Bau mit dem schmucken Dachreiter ist auf den Grenzplänen des beginnenden 18. Jahrhunderts eingezzeichnet. Die Kapelle ist jedoch viel älter. Da sie aber zu einem Hofe gehörte, also nicht öffentlich war, fehlen urkundlich belegte Altershinweise. Im 19. Jahrhundert nahm das Bauwerk Schaden, zerfiel und wurde blass noch als Geräteschuppen verwendet. Die ehemalige innere Ausstattung und der Dachreiter verschwanden (Zeitungsbild A.G.). Später liess der Kultusverein Dulliken die Kapelle restaurieren. Derzeit ist sie dicht in Strauchwerk und Bäume gekleidet, findet jedoch am bekannten Spazierweg stets noch Beachtung. Das kleine Gotteshaus soll gelegentlich bei Hochzeiten und Erntedankfeiern benutzt werden.



Mühlebächli, Weiher und Mühle

Bei den Unteren Wartburghöfen wird Quellwasser gefasst, das dann unterirdisch weiterfliesst und im Wiesland unvermutet als karges Rinsal an die Oberfläche tritt. An den Ufern des Bachbettes – eher eines armselig schmalen Gräbleins – blühen zur guten Zeit das Sumpf-Weidenröschen, das Pfennigkraut, der Bachbungen-Ehrenpreis und die Wiesenspierstaude, etwas poetischer Mädesüß genannt. Im östlichen Abschnitt des Mühletälis befand sich nach mündlicher Überlieferung ein Mühleweiher, in den das Waldbächlein einmündete. Spärliche Überreste einer Kalksteinmauer, die den ehemaligen Weiher umschloss, waren sichtbar. 1968 ereigneten

sich während eines starken Gewitters verheerende Überschwemmungen. Das Bachbett wurde unverzüglich instandgestellt. Damit verschwanden auch die letzten Zeugen des einstigen Mühleweihers, der die Wasserkraft für die Mühle geliefert hatte, deren Standort sich am westlichen Eingang ins Mühletäli befunden haben soll. Von diesem Gebäude war längst nichts mehr zu erkennen.

Weg über die Wartburghöfe

Die solothurnische Kantongrenze verläuft knapp beim Haus «Unterer Wartburghof» durch. Das führt dazu, dass dieses Hofgut auf solothurnischem Gebiet liegt und zu Starrkirch-Wil gehört, während der «Obere Hof» zur aargau-

schen Gemeinde Oftringen zählt. Im Licht geschichtlicher Verhältnisse sind beide Höfe sehr alt. Nach dem Werk «Vorgeschichte der Stadt Olten» von Dr. Max von Arx besteht Gewissheit darüber, dass vor dem Felsdurchbruch in der Klos ein Weg durch das Wartburgtäli führte. Der Oltner Urgeschichtsforscher Theodor Schweizer vertritt in seiner bekannten Arbeit «Urgeschichtliche Funde in Olten und Umgebung» ebenfalls die Ansicht, dass ein «wichtiger und wahrscheinlich viel benützter Verkehrsweg» das Wigger- mit dem Aaretal verband. Diese Überlegung veranlasste ihn, in diesem Gebiet erfolgreich nach steinzeitlichen Überresten zu forschen.

Ein Naturschauspiel

Die Wartburghöfe mit ihren wackeren Bauersleuten stehen im Schutz der felsgekrönten Waldlehne des südlichen Engelberges. Ein steiler Pfad führt zur Höhe. Wer die jäh abfallende Felswand nicht scheut, begegnet dem Mispel- und Felsenbirnenstrauch, auf sonnenheissen Fluhplätzchen der dornenbewehrten Hauhechel und dem lieblichen Sonnenröschen, und wo die frevelrische Hand des Menschen nicht zugegriffen hat, neigt aus schmalen Felsrissen stets noch die «Fluhnelke» ihr niedliches Köpfchen dem Wanderer entgegen. Wenn die Herbststürme aufkommen, ungestüm die Kronen der Mehlbeerbäume schütteln, ihre unterseits hellfilzigen Blätter unwirsch wenden, läuft ein weisses Silberband von unten her den Berg hinan. Das schauerlich-schöne Bild der Natur erinnert einen an Gottfried Kellers Waldlied, von dem wir hier einen Zweizeiler wiedergeben:

Einer wilden Meeresbrandung hat das schöne Spiel geglichen; Alles Laub war weisslich schimmernd nach Nordosten hingestrichen.

Das Wartburgtäli, inmitten eines vielfach interessanten Waldgürtels und historischer Stätten, darf füglich in den Kreis Ruhe und Frieden ausstrahlender Landschaften einbezogen werden.